

# **BRIEFKORRESPONDENZ**

zwischen dem Archivar Falk Stork und dem  
pensionierten Deponieverwalter Siegfried Kuben

zusammengestellt und kommentiert von Thomas Pöhler

An der Nordwestkurve des Inrather Berges, auf halber Höhe, stieß ich auf einen Containerraum aus verzinktem Trapezblech ohne Fenster. Das Türschild trägt die Aufschrift „Stadtarchiv Außenstelle ehem. Kriegstrümmer- und Bauschuttdeponie“ und nennt die Öffnungszeiten, Donnerstag 16–19 Uhr, Freitag 10–13 Uhr. Daneben ist eine kleine Terrasse im Hang angelegt, bedeckt mit Holzplanken, darauf ein Tisch und zwei Bänke. Auch hier informiert ein Schild: „Öffentlicher Lesebereich, für angemeldete Archivnutzer“. Insgesamt war alles recht aufgeräumt und gepflegt, solide gebaut. Als ich mich diesem Ort näherte, bemerkte ich verwundert das militärische Tarnnetz, das die talseitige Wand bespannt. Vom tiefer liegenden Wanderweg ist der Container hinter dem Dickicht ohnehin nicht zu sehen, und selbst im Winter schützt eine Bodenwelle vor neugierigen Blicken. Die Tür war an jenem Morgen einen Spalt weit geöffnet. Das Innere entsprach nicht der Ordnung, die ich von außen wahrgenommen hatte. Ein Kaffeebecher sowie zerknülltes Papier lagen auf dem Boden, in der Raumecke lehnte verbogen ein Regal. Offensichtlich hatte es sich verkantet beim Versuch, es wegzurücken. Vier Aktenordner befanden sich auf einem Regalblechboden, einige weitere davor. Einer dieser Ordner enthielt den kompletten Briefaustausch zwischen Falk Stork, dessen Schreiben den Briefkopf der Stadtarchiv-Außenstelle tragen, und Siegfried Kuben, dem pensioniertem Leiter der Deponie, der auf briefkopfloren Bögen schrieb. Die Korrespondenz erstreckt sich über fast ein Jahr zwischen Oktober 2014 und September 2015. Der Ordner umfasst insgesamt 53 Briefe, 26 vom Archivar Stork, 27 vom ehemaligen Deponieverwalter Kuben. Der Textumfang ist beachtlich, deshalb habe ich den Inhalt in Teilen paraphrasiert. Einzelne Briefabschnitte sind als wörtliche Zitate wiedergegeben. Einige Inhalte habe ich mit einem persönlichen Kommentar versehen.

Stork am 03.10.2014:

„Ich wende mich an Sie, den langjährigen Leiter der Kriegstrümmer- und Bauschuttdeponie, weil ich beabsichtige die Halde wissenschaftlich zu untersuchen und Funde zu archivieren.

Mit dem Kriegsverlust des städtischen Bauaktenarchivs kann die Kriegstrümmerdeponie eine Quelle zur Rekonstruktion der Vorkriegsstadt werden. Ich plane für die kommenden Monate erste Erkundungsbohrungen. Dabei wäre ein Einblick in die Katastrierung der Deponiegüter sehr hilfreich. Ich würde Ihre Unterstützung und einen kollegialen Austausch sehr begrüßen.“

Kuben reagierte sofort. Die Antwort wurde am Folgetag verfasst, gleich verschickt und trägt den Eingangsstempel von Storks Archiv vom 05.10.2014. Kuben stellt darin unmissverständlich klar, dass er sich gegen jegliche Bohrungen verwahre, denn die Deponie sei ein in sich abgeschlossenes Bauwerk, deshalb dürfe eigenmächtig keinerlei Deponieinventar entnommen werden. Jeglicher Eingriff müsse zuvor den behördlichen Genehmigungsvorgang durchlaufen. Er verstehe zudem nicht, worin denn eine Kollegenschaft bestehen solle, sie seien beide doch von sehr unterschiedlichem Berufsbild, und überhaupt, für welches Archiv Herr Stork eigentlich tätig sei, was habe es mit dieser Außenstelle auf sich?

Der Kontakt hatte also einen unglücklichen Anfang genommen, und es ist verwunderlich, dass nach einem solchen Start überhaupt noch 52 Briefe folgten - wie daraus ein Briefaustausch werden konnte. Trotz der anfänglichen Konfrontation gelingt es Stork, Kubens Vorbehalte zu zerstreuen und sein Vertrauen zu gewinnen. So kommt es zu einem respektvollen und anhaltenden Austausch, und beim Lesen entsteht der Eindruck: Da haben sich ja zwei gefunden.

In teils ausschweifenden Erörterungen finden sie Einklang bei folgenden Punkten: Sowohl das Archiv als auch die Deponie sind anfällig für metaphorische Vereinnahmung. Doch stellt nun die Deponie oder das Archiv die zutreffende Allegorie für den Aufbau des Gedächtnisses? - Das menschliche Hirn und die kognitiven Prozesse haben ihre Entsprechung in beiden Institutionen, darauf können sie sich einigen. Die Gewichtung ist dabei individuell unterschiedlich. Einvernehmen besteht zudem in der Beurteilung von Archiv und Deponie als vorbildlich ausgleichend, da der herrschaftliche Palast wie die einfachste Bruchbude von jeder Hierarchie befreit werden: Auf der Deponie und im Archiv erhält alles dieselbe Geltung.

Stork am 02.12.2014:

„Ich erfülle in erster Linie einen Bewahrungsauftrag. Für das von mir projektierte Archiv auf dem Berg sehe ich darüber hinaus einen weiten Horizont: Ist es nicht ein Echo der biblischen Arche? Ethymologisch gesehen ist das Archiv aus der Arche hervorgegangen.“

Von der Arche zum Archiv, vom Berg Ararat auf den Inrather Berg? Kuben geht in seiner Antwort nicht darauf ein, möglich, dass er Storks Gedanken für zu phantastisch hält. Den angesprochenen Bewahrungsauftrag hingegen nimmt auch er für sich in Anspruch, nur dass Kuben darunter eine Bewahrung als Gesamtheit versteht, während Stork die Entnahme und Archivierung von Fundstücken für unverzichtbar hält.

Kubens Haltung wird in diesem Auszug aus seinem Brief vom 11.12.2014 deutlich:

„Die Natur hielt auf der Kippe schnell Einzug und verband sich dauerhaft mit dem Untergrund. Alles bildet nun einen großen

Organismus, den Deponiekörper. Er wächst, lebt und zerfällt. Sie würden diese Haldengesellschaft zerstören, wenn Sie Einzelstücke entreißen und zusammenhanglos zeigen. Denn der einzelne Fund zählt nichts. Nicht das Archiv, sondern nur die Deponie wird der Verflochtenheit der Wirklichkeit gerecht. Das Fragment, mit Moos überwachsen, von Wurzeln ans Tageslicht gehoben, beginnt zu erzählen. Das gesäuberte Archivstück im Pappkarton hingegen schweigt. Am Ort seiner Deponierung und im Zusammenhang mit dem benachbarten Schüttgut bewahrt das Deponiegut seinen Sinn. Hier wird das Rauschen der Geschichte hörbar – was ich nicht ausschließlich akustisch verstanden wissen will – und macht sich dem sensiblen Haldenbesucher jenseits der fünf Sinne und unerklärlich spürbar. Diese Wahrheit geht mit jeder sezierenden Fokussiererei verloren. Das Archiv versteinert die Zusammenhänge, auf der Deponie fließen sie.“

Auch in Storcks Antwort tauchen nun Sprachbilder auf. Er schreibt von „Stein gewordener Zeit“ und „kondensierter Zeit“. Vielleicht hatten ihn Kubens Wahrnehmungen und Formulierungen wie „Rauschen der Geschichte“ dazu angestachelt. Aus dem Schluss des folgenden Zitats spricht aber wieder der nüchterne Wissenschaftler.

Stork schreibt am 14.12.2014:

„Auf der Deponie wurden die Trümmer zerbombter Häuser abgeladen. In meinem Kulturverständnis ist das Haus das Sinnbild für die zu Stein gewordene Zeit. In einem Haus, das über Jahrzehnte und Jahrhunderte von unterschiedlichen Menschen bewohnt wurde, ist die Zeit nicht nur konserviert, sondern sie ist kondensiert. Die materiellen Archivalien, ob aus Papier, Leder, Holz oder Stein, sind Speicher der Lebensumstände ihrer Nutzer. Nur unter den neutralen Bedingungen des Archivlabors können solche Spuren erforscht werden. Verstehen Sie das bitte ruhig detektivisch. Ihre Erläuterungen des Vorteils eines passiven Bewahrens, des Belassens des Fundstückes am Fundort habe ich aufmerksam gelesen. Doch bin ich ganz anderer Meinung. Wenn es in Wurzeln eingewachsen ist, zeigt sich das Deponiestück nur von der einen Seite. Damit kann sich die Forschung nicht begnügen. Auch soll meiner festen Überzeugung nach ein Fundstück weder Flora noch Fauna generieren. Die Wurzeln und Würmer schädigen die Stücke. Man darf die Dinge nicht einfach sich selbst überlassen. Man muss jedes Fundstück erheben, es dann einem strengen Katalog von Fragen und Kriterien unterwerfen und es unter strikten Vorgaben, aber frei von vorgegebenen Erwartungen und aus einer nüchternen, wissenschaftlichen Distanz untersuchen. Am Anfang steht zwingend die fachkundige Säuberung.“

Was den Briefaustausch besonders fruchtbar macht, sind die Momente, in denen der Dialog über einen längeren Zeitraum ein Thema verfolgt.

Und so belässt es Kuben nicht dabei, 04.01.2015:

„Jede Aneignung ist Illusion. Es ist eine vergebliche Mühe, die Dinge auszugraben und von allen Seiten anzuschauen. Man bleibt doch immer an der Oberfläche. Der tiefere Sinn weicht zurück, wenn man den Dingen zu nahe tritt. Die Trümmerteile, geborstenen Betonplatten, die verdrehten Eisen, die aus dem Boden ragen, haben eine Aussage. Man sieht ihnen an, welche Gewalten sie zerrissen haben. Wenn ich auf diese Deponiegüter schaue, dann höre ich nicht nur den Höllendonner der Explosionen, sondern werde auch an den Krach erinnert, als sie abgeladen wurden und die Baumaschine sie an ihren Lagerplatz rückte. Heute liegen sie im Wald und das Leben der Natur umfasst sie. Die Natur hat gar keine Einwände dagegen. Im Gegenteil, die Wurzeln scheinen die Gesteinsbrocken regelrecht zu umsorgen. Der Krach, der Explosions- und Donnerhall steckt in den Gebilden. Und doch hüllt sich der Deponieraum in durchdringendes Schweigen. Es ist so still dort oben auf den Hängen. Haben Sie das schon bemerkt? Meinen Sie, dass die Einlagerung und die Verschlagwortung das ersetzen können? Ohne auf meinen eigenen Anteil bei der Planung und Realisierung des Berges zu verweisen: Der Zufall und die Natur schaffen Nachbarschaften und Zusammenhänge, gegen die alles andere belanglos erscheint. Die Zeit entscheidet, was ans Tageslicht kommt und ob jemand über das Aufgetauchte stolpert. Die Stücke tauchen auf und ab, und wenn Sie das nächste Mal kommen, finden Sie Dinge, die vorher noch nicht da waren. Wer weiß schon, was im und auf dem Berg vor sich geht, wenn wir nicht hinschauen. Man muss den Berg, den Bau der Deponie als unantastbares Gesamtwerk verstehen. Die Schönheit der Deponie besteht im Unergründlichen, so wie jede wahre Schönheit.“

Sicherlich wird es jeden überraschen, dass der ehemalige Chef einer Kriegstrümmer- und Bauschuttdeponie seine Arbeit auch unter den Gesichtspunkten der Schönheit versteht. In einem Brief findet sich eine Passage, die seine Neigung zur Landschaftsphilosophie der Romantik nahelegt.

Kuben, 02.07.2015:

„Bleibt der Mensch am Berg großspurig und übermütig, dann wird der Berg ihm eine Lektion erteilen. Vor dem Berg sind wir klein. Wir denken neu über den Nutzen unseres Tuns nach. Diese Demut fordert auch unser Berg ein, dafür muss man nicht in die Alpen fahren. Unser Berg ragt nur 49 Meter über die Ebene, und doch braucht man eine Dreiviertelstunde, um oben zu stehen, weil

wir den Weg mit Bedacht in langen Windungen angelegt haben. Oben angekommen sucht jeder den Gipfel. Aber es gibt keinen. Ist Ihnen das aufgefallen? Was denken Sie? Meinen Sie, dieser Berg hätte eine Spitze bekommen sollen?“

Stork, 07.07.2015:

„Sie haben Recht und ich stimme Ihnen in allem zu. Auf einer Bergspitze ist nur Platz für einen und alle übrigen schauen zu ihm auf. Auf Ihrem Gipfelplateau können sich Hunderte treffen, und alle sind gleichgestellt. Sie schreiben sehr eindrucksvoll von diesen Bergeindrücken. Würde das Erlebnis aber Ihrer Ansicht nach durch mein Archiv geschmälert, durch meine Forschungsarbeit, indem ich einzelne Funde zugänglich mache? Die Demut vor dem Berg, die Zeitdehnung beim Aufstieg und die folgende Überraschung über einen fehlenden Gipfel - all das wird doch nicht dadurch beeinträchtigt, dass wenige Einzelstücke entnommen werden. Es gibt Kostbares zu heben und zu erhalten, wie beispielsweise die Baudenkmäler, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit „entsorgt“ wurden. Das gebietet uns allein der Respekt vor den Menschen, die die Bauten errichtet, genutzt, geliebt und gefürchtet haben. Ich selbst habe schon etliche Inschriften gefunden.“

In der grundsätzlichen Frage, ob eine Deponie angetastet werden darf, finden Stork und Kuben zu keiner Einigung. Mit den erwähnten „Baudenkmälern“ und „Inschriften“ liefert Stork eine Vorlage, die Kubens Argumentation sehr entgegenkommt.

Kuben am 14.07.2015:

„Sie haben mich vor Wochen gefragt, was mögliche Altlasten und Kontamination meiner Deponie betrifft. Hier und heute nehme ich die Gelegenheit zur Gegenfrage wahr. Meinen Sie, Ihr Archiv sei gefeit vor Kontamination? Ich meine damit nicht Pilzsporen, Stäube oder Chemikalien, sondern falsche Fakten, die Sie durch vorschnelle und nicht haltbare Zuschreibungen schaffen. Sie erwähnen die Steine und ihre Inschriften. Wenn Sie diese als „Zeugnisse einer städtischen Vergangenheit“ aufnehmen, dann werden Sie sich ihr Archiv aber schön kontaminieren. Darauf dürfen Sie nicht hereinfallen, solche Inschriften können Sie doch nicht ernst nehmen. Das sind keinesfalls Kriegstrümmer von historischen Gebäuden der Stadt. Und genau da liegt der Hase im Pfeffer. Sie reißen die Dinge aus ihrem Zusammenhang, und Sie verstehen sie falsch. Diese Steine sind Brocken aus Formsand. Ich habe sie in den letzten Jahren der Deponietätigkeit selbst katas-triert und die Abladung verfolgt. Firma Siempelkamp und Firma Zangs haben damals tagtäglich ihre Gießereiabfälle abgeladen. Das war ein Politikum damals in den 70er Jahren. Ständig hatte

ich Zeitungsfritzen an der Strippe. Die betreffenden Artikel und Akten finden Sie im Stadtarchiv. Da muss ein Spinner unterwegs sein, der in diese Steine ritzt. Jedenfalls können Sie mir glauben, damals waren noch keine Inschriften zu sehen. Dieser Berg dient nicht schöngestigem Zeitvertreib, körperlichen Ertüchtigungen und heiterem Wochenspaziergang mit der Familie. Von mir aus, im Grunde kann dort jeder machen was er will, solange der Frieden und die Ruhe bewahrt werden, solange nichts verändert wird. Aber der Berg gehört letztendlich anderen. Der 80-jährigen Dame, die als Kind Bombennächte in Luftschutzkellern verbrachte, und als es vorbei war, brannten die Häuser und es lagen Leichen in den Straßen. Dieser Berg ist ein Mahnmal. So soll man ihn behandeln. Das gebietet der Respekt vor den Menschen und ihren Erinnerungen. Hier ist Geschichte!“

Hier ist Geschichte! – Auf den Brief folgte eine Lücke von sechs Wochen. Man erfährt nicht, wie Stork dieses Schreiben aufnahm. Möglicherweise erkannte er, wie vergeblich seine Mühen waren, niemals würde er Kuben umstimmen. Er entschloss sich zum Handstreich. In dieser Zeit setzte er das Archiv am oberen Nordwesthang des Berges ab. Damit eskalierte die Situation. Das geht aus dem nächsten und letzten Brief des Ordners hervor, nicht etwa eine Rückantwort Storcks, sondern Kuben schrieb noch einmal.

Kuben am 01.09.2015:

„Meinen Sie etwa, ich sehe das nicht? Auch die Tarnnetze verbergen Ihren Container nicht vor mir. Ich habe mich bemüht, Sie aufzusuchen. Im Stadtarchiv sind Sie unbekannt. Von den Anwohnern Ihrer Anschrift kennt Sie niemand. Es gibt nur den angeschraubten Briefkasten [...] Ich war es, der den Berg gebaut hat, mit meinen Mitarbeitern! Wir haben ihm seine Form gegeben. Die Ordnung, die Sie mit Ihrem Archiv schaffen wollen, zerstört unsere jahrzehntelange Mühe. Ich werde mich dagegen mit allen Mitteln zur Wehr setzen. Ich fordere Sie auf, den Container umgehend zu entfernen!“

Ein mulmiges Gefühl hinterlässt die Schlusszeile des Briefes. Statt eines formellen Abschiedsgrüßes liest man dort:

„Seien Sie sich gewiss, ich werde Sie finden, Sie selbsternannter Archivar!“

Es handelt sich um den letzten Brief. Ob Stork daraufhin den Container räumte und in der Eile einige Archivalien zurückließ oder ob Kuben für den Zustand des Raumes verantwortlich ist oder was auch immer dort vorgegangen ist, bleibt ungewiss. Der Berg schweigt.







**Stadtarchiv**

Außenstelle ehem. Kriegstrümmer-  
und Bauschuttdeponie

Öffnungszeiten:  
Donnerstag 16 – 19 Uhr  
Freitag 10 – 13 Uhr